Wolfgang Knöbl

Überlegungen zum Phänomen kollektiver Gewalt in europäischen Großstädten während des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts

Titel und Ausrichtung des vorliegenden Bandes sind für eine stark von bestimmten soziologischen Theoremen geprägte und schon seit einiger Zeit durchaus routinisiert verfahrenende historische Forschung zu *langfristigen* Gewalttendenzen nicht selbstverständlich. Denn der dort übliche makroskopische Blick auf die Entwicklung individueller wie kollektiver Gewalt vermag nicht so ohne weiteres zu erkennen, dass die gewählte Thematik – eben die kollektive Gewalt in europäischen Großstädten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts – ein besonders lohnenswerter Untersuchungsgegenstand sein könnte. Dies deshalb nicht, weil man doch auf sicherem Boden zu stehen scheint, wenn man behauptet, dass es in weiten Teilen Europas (und zum Teil auch in den USA) einen einigermaßen kontinuierlichen Rückgang interpersoneller Gewalt gegeben habe, der sich von der frühen Neuzeit bis hinein in die 1960er Jahre zwar nicht als ein linearer, aber doch als ein eindeutig gerichteter Trend beschreiben lasse. Insofern ist es also durchaus begründungsbedürftig, wenn ein offensichtlich gut beforschtes Phänomen erneut (?) analysiert und dabei zudem ein ungewöhnlich ‚heterogener‘ Zeitraum gewählt werden soll, der ja die Jahre vor *und* nach dem Ersten Weltkrieg umfasst. Wie sich zeigen wird, fällt aber eine solche Begründung nicht allzu schwer, weil die bisherige historische wie soziologische Gewaltforschung erhebliche Einseitigkeiten aufweist, die eine nochmalige und – so möchte man hinzufügen – sehr viel genauere Betrachtung des Gegenstandes rechtfertigen.

*

Zunächst zu Forschungen zu *individueller* Gewalt und zur dortigen These eines säkularen Gewaltrückgangs. Howard Zehr hat diese These in der ersten Hochphase einer mit Massendaten arbeitenden historischen Forschungspraxis mit der Formulierung einer „Modernization of Crime“¹ auf den Punkt gebracht und da-

¹ *Howard Zehr*, The Modernization of Crime in Germany and France, 1830–1913, in: *Journal of Social History* 8/4 (1975) 117–141.

mit ausgedrückt, dass das Gewaltniveau gerade in den im 19. Jahrhundert rasch wachsenden Städten und Großstädten sehr viel stärker zurückging als auf dem Lande. Durch Urbanisierung und Modernisierung habe es eine Verschiebung des Verhältnisses von Eigentums- und Gewaltkriminalität dahingehend gegeben, dass aufgrund anderer Gelegenheitsstrukturen zwar Eigentumsdelikten in Städten eine vielfach größere Bedeutung zukam als auf dem flachen Land, dass sich aber die Städte im Hinblick auf das Auftreten von Gewalt sehr viel zivilisierter zeigten als der ländliche Raum. Der Modernisierungsprozess ganz allgemein hätte also klar erkennbare gewaltreduzierende Effekte, so dass Gewaltanwendung als eine Form traditionellen devianten Verhaltens zu bezeichnen sei. Das Absinken des Gewaltniveaus müsse dabei nicht notwendig linear und kontinuierlich erfolgen. Aber – so Zehr – eine zeitweilige Zunahme der Gewalt ist in diesem Fall eben nur als ein vorübergehendes Phänomen zu werten. Gewalt sei somit lediglich Ausdruck einer (noch) anhaltenden Dominanz traditioneller Werte und eben nicht Zeichen für deren Verlust oder Niedergang. Aus der Sicht Zehrs ist Gewalt also nichts weiter als ein ‚primitiver, unrealistischer‘² Protest gegen gesellschaftliche Modernisierung, ein vergeblicher Protest freilich, woraus folgt, dass letztendlich das Gewaltniveau im Rahmen fortschreitender Modernisierung immer weiter sinken werde.

Zehrs Befunde waren in theoretischer Hinsicht insofern bedeutsam, als sie nochmals die Fruchtbarkeit des – so könnte man vereinfacht sagen – US-amerikanischen Zugangs zur Stadtgeschichte und -soziologie bestätigten. Denn dieser war seit den Arbeiten von Robert Park und der Chicago School of Sociology³ gerade *nicht* von der Prämisse der Stadt als eines Hortes des Lasters und der Gewalt geprägt. Vielmehr betonte man dort im Anschluss an Georg Simmel die komplexe, aber durchaus stabile Strukturiertheit städtischer Verhältnisse und setzte damit einen Kontrapunkt zu kulturkritischen, soziologischen Zeitdiagnosen, wie sie oft aus Deutschland kamen, wo man besonders liebevoll den Gegensatz zwischen (harmonischer ländlicher) Gemeinschaft und (anomischer städtischer) Gesellschaft pflegte. Zehrs Analysen zeigten nochmals deutlich, dass dieser Gegensatz so nicht haltbar ist.

Freilich sind die von Zehr und anderen⁴ vorangetriebenen und zumeist modernisierungstheoretisch angeleiteten Beschreibungen der Entwicklung individueller Gewalt in der Folgezeit auch deutlich relativiert, sind einige seiner theoretischen Annahmen mit guten Gründen heftig kritisiert worden. Eric A. Johnson etwa hat in den 1980er und frühen 1990er Jahren in mehreren Untersuchungen zu Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert gezeigt⁵, dass der Zusammenhang

² *Howard Zehr*, *Crime and the Development of Modern Society. Patterns of Criminality in Nineteenth Century Germany and France* (London 1976).

³ *Rolf Lindner*, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage* (Frankfurt a.M. 1990); *ders.*, *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung* (Frankfurt a.M., New York 2005) 113–146.

⁴ Siehe etwa *Louise I. Shelley*, *Crime and Modernization. The Impact of Industrialization and Urbanization on Crime* (Carbondale, Edwardsville 1981).

⁵ *Eric A. Johnson*, *Socioeconomic Aspects of the Delinquency Rate in Imperial Germany*,

zwischen Kriminalitätsentwicklung einerseits und Urbanisierung bzw. Industrialisierung andererseits keineswegs so eindeutig ist, wie von Zehr unterstellt, dass im Hinblick auf das Kriminalitäts- und Gewaltniveau noch ganz andere sozio-ökonomische Faktoren eine Rolle spielen, und dass gerade im und nach dem Ersten Weltkrieg die Zahlen zu Mordraten erheblich gestiegen sind⁶. Johnsons Hinweis auf die Gewaltzunahme in der Weimarer Republik war natürlich wenig überraschend, waren in der Geschichtswissenschaft doch schon lange zuvor die Krisenanfälligkeit der ersten deutschen Demokratie und deren gewaltfördernde Auswirkungen breit und intensiv untersucht worden. Auf die historische und im weiteren Sinne sozialwissenschaftliche Gewaltforschung hatte all dies freilich keine große Wirkung. Die ‚Anomalie‘ Weimar – um hier beim Beispiel Johnsons zu bleiben – konnte auch deshalb eingeklammert werden, weil „normal science“ (Thomas S. Kuhn) weiterhin durchaus erhebliche Erkenntnisfortschritte brachte: Die von Zehr und eben auch Johnson vorgelegten Analysen zu Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert wurden nämlich nicht nur dahingehend ausgeweitet, dass man nun auch auf andere Länder und Regionen blickte, wobei hier die USA, England und später dann die Niederlande⁷ besonders intensiv beforstet wurden: Ergebnis war, dass man auch dort – natürlich mit erheblichen Variationen – die These eines säkularen Gewaltrückgangs bestätigt fand. Wichtiger noch als die räumliche Ausweitung der These war aber vermutlich die zeitliche, insofern man jene Rückläufigkeit der Gewalt sogar bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen konnte⁸, so dass sich mit zunehmender Dringlichkeit die Frage der sozialwissenschaftlichen *Erklärung* jenes doch so überraschenden Befundes stellte, wobei offensichtlich gerade die Größe des Erklärungsproblems (eben ein über Jahrhunderte anhaltender und damit sehr stabiler Trend!) besonders faszinierte, eine Fas-

1882–1914, in: *Journal of Social History* 13/3 (1980) 384–402; *ders.*, The Crime Rate: Longitudinal and Periodic Trends in Nineteenth- and Twentieth-Century German Criminality, from Vormärz to Late Weimar, in: *Richard J. Evans* (Hrsg.), *The German Underworld. Deviants and Outcasts in German History* (London, New York 1988) 159–188; *ders.*, Cities Don't Cause Crime: Urban-Rural Differences in Late Nineteenth- and Early Twentieth-Century German Criminality, in: *Social Science History* 16/1 (1992) 129–176.

⁶ *Johnson*, The Crime Rate 172.

⁷ *Eric H. Monkkonen*, *The Dangerous Class. Crime and Poverty in Columbus, Ohio, 1860–1885* (Cambridge, Mass., London 1975); *Roger Lane*, *Violent Death in the City. Suicide, Accident, and Murder in Nineteenth-Century Philadelphia* (Cambridge, Mass., London 1979); *ders.*, Crime and the Industrial Revolution: British and American Views, in: *Journal of Social History* 7/3 (1973–74) 287–303; *Pieter Spierenburg*, Faces of Violence: Homicide Trends and Cultural Meanings: Amsterdam, 1431–1816, in: *Journal of Social History* 27/4 (1994) 701–716; *ders.*, Long-Term Trends in Homicide: Theoretical Reflections and Dutch Evidence, Fifteenth to Twentieth Centuries, in: *E. A. Johnson, Eric H. Monkkonen* (Hrsg.), *The Civilization of Crime. Violence in Town and Country since the Middle Ages* (Urbana, Chicago 1996) 63–105.

⁸ *Lawrence Stone*, Interpersonal Violence in English Society 1300–1880, in: *Past and Present* 101 (1983) 22–33; *J. M. Beattie*, *Crime and the Courts in England, 1660–1800* (Oxford 1986); *J. A. Sharpe*, Quantification and the History of Crime in Early Modern England: Problems and Results, in: *Historical Research/Historische Sozialforschung* 15/4 (1990) 17–32.

zination, die auch durch die von manchen Historikern vorgetragenen Einwände bezüglich der Unsicherheit der Daten nicht geschmälert werden konnte⁹.

Im Prinzip wurden und werden zur Erklärung des Gewaltrückgangs die höchst unterschiedlichen Thesen zweier soziologischer Klassiker (allerdings aus unterschiedlichen Generationen) herangezogen¹⁰. Der eine ist Norbert Elias mit seiner These einer durch die Staatsbildung vorangetriebenen Disziplinierung der Bevölkerung. In seiner berühmten Arbeit „Über den Prozeß der Zivilisation“ hatte Elias argumentiert, dass mit der Entstehung des absolutistischen Staates in Frankreich und mit der dortigen Zusammenziehung des französischen Adels am königlichen Hof zunächst die adeligen Schichten einem Disziplinierungsprozess unterworfen worden waren, insofern sie sich – auf vergleichsweise engem Raum – in ein zivilisiertes und das heißt eben auch: gewaltfreies Zusammenleben fügen mussten. Bestimmte Umgangsformen wurden internalisiert, die über Nachahmungsprozesse dann mit der Zeit auch bürgerliche Schichten erreichen sollten¹¹. Das Ergebnis war also eine umfassende Disziplinierung der Bevölkerung, die zwar am königlichen Hofe ihren Ausgang genommen hatte, die dann aber in die weitere (im Wortsinn) bürgerliche „Gesellschaft“ hinein diffundierte und schließlich nochmals mit der Industrialisierung verstärkt wurde: Auch wenn Elias dies nicht mehr selbst erforschte, so ließ sich doch auch in Bezug auf die entstehende Industriegesellschaft plausibel argumentieren, dass dort Disziplin nicht nur in den Großfabriken und in den entstehenden Arbeiterbewegungen gelehrt wurde, sondern dass ab dem Ende des 19. Jahrhunderts auch wohlfahrtsstaatliche Arrangements entstanden, die Erwartungs- bzw. Zukunftssicherheit tatsächlich zu einem relativ selbstverständlichen Gut machten und damit ein kontrolliert-rationales Handeln – und eben nicht spontanes Verhalten und damit vielleicht Gewalt – prämierten. Die um die gleiche Zeit beobachtbare Teildemokratisierung und später dann vollständige Demokratisierung des politischen Gemeinwesens – so weiterführende Thesen –

⁹ Es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass gerade für das ausgehende Mittelalter und die Frühe Neuzeit etwa Daten zu Mord und Totschlag extrem unsicher seien, weil sich die Art der juristischen Deliktaufnahme historisch ständig verändert habe, so dass man nicht von einem sinkenden Gewalttrend, sondern allenfalls von einem sinkenden Anzeigeverhalten oder einer sinkenden Bereitschaft zur Strafverfolgung von Gewaltdelikten sprechen könne. Dieses Argument überzeugt nicht! Natürlich ist es richtig, dass die Dunkelziffern groß waren und sind, dass das Anzeigeverhalten ebenso variiert wie die Effizienz der Strafverfolgungsbehörden und dass all dies die ‚wahre‘ Zahl der Taten irgendwie verfälscht. Aber diejenigen, die diese Argumente vorbringen und damit offensichtlich Forschung zu „long-term-trends“ unmöglich machen wollen, müssten schon belegen, warum die ‚Verfälschung‘ der Daten systematisch immer nur in eine Richtung erfolgt sein soll, nämlich dahingehend, dass man immer nur einen *Gewalt Rückgang* feststellen kann. Wird dies nicht plausibel gezeigt – und meines Wissens hat dies bislang niemand versucht –, so dürften die zitierten Trendausagen erst mal nicht zu bezweifeln sein.

¹⁰ Einen guten Überblick hierzu liefert *Manuel Eisner*, Langfristige Gewaltentwicklung: Empirische Befunde und theoretische Erklärungsansätze, in: *W. Heitmeyer, J. Hagan* (Hrsg.), *Internationales Handbuch der Gewaltforschung* (Opladen 2002) 58–80.

¹¹ *Norbert Elias*, *Über den Prozeß der Zivilisation*. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde. (Frankfurt a. M. 1976 [1939]).

brachten es zudem mit sich, dass das staatliche Gewaltmonopol zunehmend akzeptiert und der gewalttätige Konfliktaustrag immer weiter delegitimiert wurde. All dies könne eben den säkularen Trend eines immer weiter absinkenden Gewaltniveaus erklären¹².

Der andere soziologische Klassiker, auf den man zurückgreift und -griff, ist Emile Durkheim, was sich auch deshalb anbietet, weil dieser selbst sich stets intensiv mit Fragen abweichenden Verhaltens auseinandergesetzt hatte¹³. Dabei war es vor allem seine These einer im ‚Modernisierungsprozess‘ erkennbar werdenden Veränderung des Kollektivbewusstseins, die man als Schlüssel für das genannte Erklärungsproblem des sinkenden Gewaltniveaus nutzen konnte. Durkheim hatte auf die Tatsache der allmählich sichtbar werdenden Freisetzung des Individuums aus kollektiven Zwängen aufmerksam gemacht, woraus sich zum einen ableiten ließ, dass – vereinfacht gesagt – mit der Individualisierung die Intensität der Gruppengefühle schwächer und damit diesbezügliche Konflikte etwa um die Wahrung der Gruppenhonorare seltener werden würden¹⁴. Zum anderen konnte man aus Durkheims Schriften aber auch herauslesen, dass es mit dieser Veränderung des Kollektivbewusstseins zu einer Um- und Aufwertung menschlichen Lebens kommen werde, zu dem, was man mit dem Ausdruck einer „Sakralisierung der Person“¹⁵ bezeichnet: „Individualismus“ – dies hat Durkheim betont – bedeutet eben nicht nur eine zunehmende Verfolgung höchst egoistischer Interessen, sondern eben auch eine wachsende Achtung für das eigene wie das fremde Leben, was zur Folge hat, dass Konflikte immer weniger mit gewaltsamen Mitteln ausgetragen werden können und dürfen¹⁶, wobei sich – das sei hier angefügt – genau diese normative Ächtung der Gewalt etwa auch im Phänomen einer zunehmenden Kodifizierung und inhaltlichen Ausweitung von Menschenrechten niederschlägt¹⁷.

Die vorgelegten Analysen und konkurrierenden theoretischen Erklärungen zur Entwicklung individueller Gewalt lieferten durchaus wichtige Einsichten im Hinblick auf Stadt-Land-Differenzen, was für die stadtbezogene Thematik des vorliegenden Bandes bedeutsam ist. Was freilich zu kurz kam, was aber auch von einer derart ausgerichteten Gewaltforschung nicht ernsthaft erwartet werden konnte, war ein genauer Blick auf das tatsächliche Gewaltgeschehen. Die Untersuchungs-

¹² Vergleiche zu diesen Thesen die theoretisch wie methodisch Maßstäbe setzende Studie von *Helmut Thome, Christoph Birkel*, Sozialer Wandel und Gewaltkriminalität. Deutschland, England und Schweden im Vergleich, 1950 bis 2000 (Wiesbaden 2007).

¹³ Siehe etwa *Emile Durkheim*, Physik der Sitten und des Rechts. Vorlesungen zur Soziologie der Moral, hrsg. v. *Hans-Peter Müller* (Frankfurt a.M. 1991).

¹⁴ *Helmut Thome*, Explaining Long Term Trends in Violent Crime. Revised version of a paper prepared for the Third European Social Science History Conference, Amsterdam, 12–15 April 2000.

¹⁵ Hierzu nun *Hans Joas*, Die Sakralität der Person. Eine neue Genealogie der Menschenrechte (Frankfurt a.M. 2011).

¹⁶ Vgl. *Thome, Birkel*, Sozialer Wandel 26 ff., die betonen, dass zur Erklärung des Gewaltrückgangs nur Durkheims „kooperativer Individualismus“ und eben nicht jeder beliebige Individualismus fruchtbar gemacht werden könne.

¹⁷ Siehe wieder *Joas*, Sakralität.

frage war ja immer diejenige nach den Ursachen der Gewalt*reduktion* gewesen, nicht nach der Gewalt als solcher. Und diese Frage wurde zudem auf höchstem Aggregatsniveau angegangen, insofern ein Makrotrend – der säkulare Rückgang der Gewalt – mit anderen Makrotrends erklärt wurde, entweder mit Verweis auf Disziplinierungsprozesse in der Tradition von Elias oder mit Verweis auf Individualisierungsprozesse in der Tradition von Durkheim. Dabei ist dann eine solche Herangehensweise natürlich von vornherein nicht besonders sensibel für Zeiträume, die dem großen Trend entgegenstehen. Zwar ziehen selbstverständlich „Ausreißerperioden“ durchaus das Interesse auf sich¹⁸, aber klar ist, dass es bei deren Untersuchung nicht in erster Linie um die Periode an sich und das darin sich findende ‚eigentümliche‘ Gewaltgeschehen geht, sondern darum, die großen Linien der vorhandenen Erklärungsmodelle zu verfeinern oder zu modifizieren.

Bemerkenswert ist nun, dass auch die Forscher zu sozialen Bewegungen und *kollektiver* Gewalt eine ähnliche Perspektive einnahmen, die ebenfalls nur sehr wenig auf das Mikrogesehen der Gewalt oder auf die Gewalttätigkeit ganz spezifischer Epochen gerichtet war. Dies hatte damit zu tun, dass die in den 1960er und frühen 70er Jahren einflussreich werdenden Bewegungsforscher zunächst darauf bedacht waren, soziale Bewegungen vom Verdacht der Irrationalität zu befreien, die diesen etwa seit den Traktaten eines Gustave Le Bon mit den dortigen Verweisen auf die Verantwortungslosigkeit und eruptive Gewaltsamkeit der Massen immer zugeschrieben worden war. Da die akademische Soziologie der 1950er und frühen 60er Jahre mit flüssigen und unstrukturierten, d. h. kaum organisierten Phänomenen (mit *Bewegungen* eben!), wenig anzufangen wusste und bis auf einige Ausnahmen sich mit diesen somit auch nicht beschäftigt hatte, war die aufkommende Bewegungsforschung mit ihrem Analysefokus hier zunächst eine willkommene Neuerung, die nicht nur auf das zeitgenössische US-amerikanische Civil-Rights-Movement, sondern auch auf historisch weit zurückliegende Bewegungen einen neuen Blick zu werfen vermochte. Allerdings – und dies klang schon an – ging es zunächst eben schwerpunktmäßig darum, die Rationalität der (sich wandelnden) Protestziele herauszuarbeiten und klarzumachen, dass die Anwendung von Gewalt im Rahmen von sozialen Bewegungen a) weder von vornherein als irrational zu bezeichnen noch b) immer nur den Bewegungen selbst zuzuschreiben sei, weil etwa die repressiven Reaktionen der Behörden zu diesem Gewaltgeschehen noch stets ganz entscheidend beigetragen hätten¹⁹. Die theoretische wie empirische Auseinandersetzung mit dem Gewaltgeschehen als solchem blieb dabei fast notwendigerweise einigermaßen oberflächlich, weil man in erster Linie die Organisationsformen des Protests im Blick hatte (Wer waren die Protestteilnehmer? Welche Ziele verfolgten sie?) und die Gewalt nicht in ihrer phänomenologisch zu beschreibenden Präsenz, sondern allenfalls als Begleiterscheinung

¹⁸ Siehe nochmals den Band von Thome, Birkel, Sozialer Wandel, mit seinem Blick auf den vergleichsweise kurzen Zeitabschnitt zwischen 1950 und 2000.

¹⁹ Charles Tilly, Louise Tilly, Richard Tilly, *The Rebellious Century, 1830–1930* (Cambridge 1975).

oder als ein von den Akteuren rational gerechtfertigtes Mittel zum Thema machte. Wie sich gerade am Werk von Charles Tilly zeigte, erwuchs dabei die Faszination einer Beschäftigung mit sozialen Bewegungen vor allem aus Beobachtung des Formwandels des Protests, was von Tilly mit der Rede von den sich ändernden ‚Protestrepertoires‘ auf den Punkt gebracht wurde²⁰. Obwohl nun Tilly der Modernisierungstheorie höchst kritisch gegenüberstand, korrespondierten seine Arbeiten überraschenderweise mit den oben angesprochenen und ursprünglich von Modernisierungstheoretikern vertretenen Befunden zur *individuellen* Gewaltentwicklung durchaus, insofern auch Tilly zu zeigen versuchte, dass die Zunahme von (kollektiver) Gewalt mitnichten eine notwendige Begleiterscheinung eines rapiden und damit anomischen Modernisierungsprozesses war. Denn im 18. und 19. Jahrhundert waren es eben gerade nicht die kürzlich eingewanderten und ärmeren Bewohner der neuen Großstädte, aus denen sich die Aktivsten rekrutierten, welche Aufstände und Riots organisierten und dann auch trugen. Diese vielleicht als ‚entwurzelt‘ zu bezeichnenden Bevölkerungsschichten waren nämlich zumindest zu Beginn der industriellen Revolution weit weniger gewalttätig als die alteingesessenen Handwerker in traditionellen Städten, die für ihre Ziele höchst effektiv Gewalt einzusetzen wussten. Laut Tilly konnte der Migrationsprozess in die großen Städte das Niveau kollektiver Gewalt also vor allem aus zwei Gründen absenken, weil, erstens, den neuen (Groß-)Städtern mit der Migration zunächst einmal die selbstverständliche lokale Identität abhanden gekommen war, aus der sich ihr früherer dörflicher oder kleinstädtischer Protest gespeist hatte, und weil, zweitens, den Neuankömmlingen zumindest zu Beginn schlicht die Mittel fehlten zur Beschaffung von Protestressourcen²¹. Zentralaussage von Tilly und anderen war deshalb, dass der Prozess rapiden sozialen Wandels nicht notwendigerweise zu erhöhter kollektiver Gewalt führe, sondern dass hierfür noch ganz andere Zusatzbedingungen nötig seien.

Innerhalb dieses Paradigmas drohte sich nun freilich eine ähnliche Blickverengung einzustellen, wie dies bei der Erforschung individueller Gewaltentwicklung der Fall gewesen war²². Denn auffällig war *zum einen*, wie sehr man sich von der Idee der ‚Evolution‘ von Bewegungsformen leiten ließ: Man analysierte in erster Linie den vor- und frühindustriellen Widerstand mit seinen gewalttätigen Nebenerscheinungen, dann die entstehende Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts und schließlich die „neuen“ sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre. Was diesem Schema nicht entsprach, wurde selten zum Thema, wodurch beispielsweise Formen ethnischer und religiöser Gewalt allenfalls am Rande analysiert wurden. Auffällig war *zum anderen* aber auch, dass genau wie in Forschungen zu individueller Gewalt der mikroskopische Blick auf das kollektive Geschehen lange Zeit ausgeklammert blieb, bevor

²⁰ Charles Tilly, *From Mobilization to Revolution* (New York u. a. 1978); ders., *The Contentious French. Four Centuries of Popular Struggle* (Cambridge, Mass., London 1986).

²¹ Charles Tilly, *Sidney Tarrow*, *Contentious politics* (Boulder 2006).

²² Hierzu brillant: Andreas Pettenkofer, *Radikaler Protest. Zur soziologischen Theorie politischer Bewegungen* (Frankfurt a. M., New York 2010).

dann diesbezüglich unter anderem die Alltagsgeschichte einen Perspektivenwechsel herbeiführte²³.

✱

Sind die obigen Ausführungen einigermaßen plausibel, so kann man mit guten Gründen für einen neuerlichen Anlauf zur Analyse von Gewalt plädieren, der Aussagen für Makrotrends zwar nicht vernachlässigt, der sich aber aus guten Gründen weigert, sich durch diese die Forschungsfragen vorgeben zu lassen. Eine solche, Makrotrends eben nur vorsichtig einbeziehende Zugangsweise zum Phänomen kollektiver Gewalt scheint deshalb vielversprechend, weil mittlerweile eben nicht nur die *Alltagsgeschichte* und *Mikrohistorie* mit ihrem sehr viel genaueren Blick neue Methoden und Werkzeuge zu Verfügung gestellt hat, die es erlauben, das tatsächliche Gewaltgeschehen zum Thema zu machen; eine ähnliche Tendenz zeichnet sich ja auch in der „neueren“ *soziologischen* Gewaltforschung ab, wo etwa Autoren wie Heinrich Popitz, Wolfgang Sofsky, Trutz von Trotha oder Jan Philipp Reemtsma jene schon angesprochene Detailanalyse der Gewalt vorangetrieben haben²⁴. Alltags- und Mikrogeschichte ebenso wie die neuere, entweder phänomenologisch oder anthropologisch argumentierende soziologische Gewaltforschung tendieren freilich gelegentlich dazu, die größeren Zusammenhänge und Wandlungsprozesse aus dem Blick zu verlieren, weshalb man bei der Lektüre der jeweiligen Arbeiten nicht selten den Wunsch nach einer stärkeren Kontextualisierung der dargebotenen Gewaltbeschreibungen verspürt. Mikrohistorie und -soziologie lassen sich also ohne eine angemessene Berücksichtigung von Makrokontexten nicht sinnvoll betreiben, weshalb eine neuerliche Aufnahme der historischen Gewaltforschung gut daran tut, sich kleinere Zeiträume näher anzuschauen und hierbei den Vergleich nicht zu scheuen. Der im Band gewählte Fokus auf europäische Großstädte im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts scheint hier vielversprechend zu sein, weil dieser Zeitraum höchst unterschiedliche Ereignisse und Phasen zusammenspannt, die in der Regel eben nicht in ihrer Verwobenheit gesehen, sondern normalerweise gesondert betrachtet werden: Der Fokus auf die Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg, also auf die Zeit des Endes des vergleichsweise ruhigen und langen 19. Jahrhunderts und des Beginns des „Zeitalters der Extreme“ (Hobsbawm), sucht hier nach möglichen Kontinuitäten, wo oft nur

²³ Vgl. etwa hierzu als einen der ersten Versuche *Alf Lüdtke*, ‚Gemeinwohl‘, Polizei und ‚Festungspraxis‘. Staatliche Gewaltsamkeit und innere Verwaltung in Preußen 1815–1850 (Göttingen 1982).

²⁴ *Heinrich Popitz*, Phänomene der Macht (Tübingen 1992); *Wolfgang Sofsky*, Traktat über die Gewalt (Frankfurt a.M. 2005); *Jan P. Reemtsma*, Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne (Hamburg 2008). Vgl. hierzu auch *Trutz von Trotha* (Hrsg.), Soziologie der Gewalt (Sonderheft 37 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, Wiesbaden 1997).

Brüche wahrgenommen werden²⁵; der Blick darauf ist gleichzeitig einer auf die Zeit der Imperien in Europa und ihrer (teilweisen) Auflösung durch den Versailler Vertrag, wodurch sich auch hier in aller Schärfe die Frage nach Zäsuren stellt; der Fokus auf die Imperien und ihre Nachfolgestaaten ist ein solcher insbesondere auf ethnische und religiöse Spannungen und verspricht somit die allzu lange eher auf politische Konflikte fixierte Bewegungs- und Gewaltforschung in ein etwas anderes Fahrwasser leiten zu können; und schließlich ist der entschlossene Blick auf die Großstädte in West-, Mittel- und Osteuropa, die ja vor wie nach dem Ersten Weltkrieg zumeist noch immer weiter wuchsen, wieder einer, der nicht nur mögliche Kontinuitäten in Betracht zieht, sondern der auch Anschluss an den sogenannten „spatial turn“ verspricht, was in der herkömmlichen Gewaltforschung bislang kaum erkennbar war und ist. Nimmt man dies zum Ausgangspunkt, so lassen sich für die Analyse kollektiver Gewalt in Großstädten mindestens sieben mehr oder weniger als systematisch zu bezeichnende Punkte festhalten:

1. Ein Fokus auf die Großstädte erzwingt fast unweigerlich sofort die naheliegende Frage nach dem Zusammenhang von Stadt und *Staat*, zumal der Untersuchungszeitraum derjenige einer intensivierten und umfassenden Staatsbildung ist, entweder in der Form, dass sich Reiche/Imperien mehr oder weniger erfolgreich zu konsolidieren versuchten, oder dergestalt, dass sich – wie vor allem nach dem Ersten Weltkrieg – erst neue Staaten herausformten. Hier dürfte schnell deutlich werden, dass für die Analyse von (kollektiver) Gewalt selbst eine sehr locker gehandhabte Elias-These, wonach Staatsbildungsprozesse Disziplinierungseffekte hätten und dementsprechend auch das Gewaltniveau beeinflussen müssten, allenfalls als ein erster Ausgangspunkt dienen kann. Denn es ist ja zu analysieren, was Staatsbildung konkret hieß. Wie sehr gelang es etwa einer Zentralregierung nach ‚unten‘ durchzuregieren, also auch die Großstädte tatsächlich in den Griff zu bekommen, d. h. wie groß war die ‚infrastrukturelle Macht‘ (Michael Mann) der Imperien oder (neu gegründeten) Staaten? Hier gab es wohl innerhalb Europas erhebliche, zum Teil auch verfassungsrechtlich festgeschriebene Differenzen, insofern beispielsweise die Sicherheitskräfte (vor allem die Polizei) je unterschiedlich organisiert waren und – vereinfacht gesagt – in einem Fall in den Großstädten staatliche Polizei (oder gar das Militär) zum Einsatz kam, im anderen aber eine Polizei, die auf lokaler Ebene geleitet und/oder auch rekrutiert wurde. Für die Erscheinungsform kollektiver Gewalt war es selbstverständlich ein Unterschied, ob sich etwa lokal agierende Demonstranten oder Streikende einer als fremd wahrgenommenen *staatlichen* Sicherheitsmacht gegenübersehen oder nicht. – Allerdings,

²⁵ Dies trifft sich wohl durchaus mit derzeit zu beobachtenden Bemühungen alte bzw. gewohnte Periodisierungen und Epochenzuschreibungen zu hinterfragen, weil sich mit diesen kaum mehr Neues erblicken lässt. Vgl. etwa eine der Zentralthesen von Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts* (München 2009), wonach das 19. Jahrhundert eben nicht eines der Nationalstaaten, sondern der Imperien war; siehe auch entsprechende Bemerkungen Lutz Raphaels, der den Durchbruch zur Nation in Europa ebenfalls erst in der Zeit zwischen 1910 und 1945 diagnostiziert (vgl. *Lutz Raphael, Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945* [München 2011] 17).

und dies sei sogleich betont, sollte damit nicht einem romantisierenden Lokalismus das Wort geredet und unterstellt werden, dass etwa städtische Sicherheitskräfte an sich schon zur Deeskalation der Gewalt beitragen. Gerade in durch ethnische Cleavages gekennzeichneten urbanen Milieus ist es durchaus denkbar, dass lokale Polizeien, deren Personal wohl nur selten paritätisch zusammengesetzt war, die Konflikte sogar noch verschärft haben mochten. Hier in diesem Zusammenhang soll nur behauptet werden, dass für die Analyse kollektiver Gewalt die jeweiligen Spezifika des Sicherheitsapparates und seiner Handlungsformen ins Zentrum zu rücken sind.

2. Der Blick auf das Verhältnis von Stadt und Staat sollte aber nun gerade nicht dazu verführen, Disziplinierungswirkungen ausschließlich von Seiten staatlicher oder städtischer Sicherheitskräfte zu erwarten. Ein solcher staats- oder obrigkeitsfixierter Blick auf das Gewaltgeschehen ist zu vermeiden, weil man darüber allzu leicht vergisst, dass sich Gruppen auch selbst zu disziplinieren vermögen, dass es Führern bzw. Eliten in ethnischen, politischen, religiösen Gemeinschaften gelingen kann, die Gewalt der eigenen Anhängerschaft zu kanalisieren. Aus der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, und hier vor allem der Sozialdemokratie mit ihrem „revolutionären Attentismus“, ist dieses Phänomen ja gut bekannt. Aber der angesprochene Punkt geht über die prinzipielle Gewaltvermeidung einer organisierten politischen Bewegung weit hinaus. Denn gerade im Zusammenhang etwa mit ethnischen Gruppen oder insbesondere im Kontext imperialer Herrschaft gilt es zu fragen, wie homogen und in sich organisiert Bevölkerungssegmente waren und ob und wie dort Gewalt eingehegt oder freigesetzt wurde. Und hier sind empirisch mehrere Szenarien denkbar: So kann es sein, dass sich ein bestimmter, von seinen Eliten disziplinierter Bevölkerungsteil prinzipiell der Gewalt enthält, wie dies im gerade angesprochenen Beispiel der Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich der Fall war. Möglich ist aber auch, dass eine (ethnisch, religiös) homogene und gut organisierte Gemeinschaft nach außen höchst gewaltbereit ist, aber im Gruppeninnern deshalb umso stärker Gewalt negativ sanktioniert; in diesem Fall wird die Unterscheidung etwa zwischen inter- und intraethnischer bzw. inter- und intrareligiöser Gewalt entscheidend, wobei man eben dann mit einer komplexen Gemengelage zwischen Gewalteinhegung und -eskalation rechnen muss, wie sich dies etwa lange Zeit im Bürgerkrieg in Nordirland beobachten ließ²⁶. Möglich ist schließlich aber auch, dass jegliche Einhegung versagt, weil sich klare Ordnungsmuster auflösen und die Gewalt in alle Richtungen hin eskaliert – ein Phänomen, das man derzeit wohl am besten am Beispiel des mexikanischen Drogenkrieges studieren kann, dessen Auswüchse wohl keiner beteiligten Gruppe nützen, die aber auch keine Gruppe mehr unter Kontrolle zu bringen vermag. Diese Hinweise sollen lediglich darauf aufmerksam machen, dass Gewalt und Gewaltkontrolle nicht notwendig mit Staatlichkeit zu tun haben müssen. Die Einhegung individueller wie kollektiver Gewalt ist auch in vergleichsweise staats-

²⁶ Vgl. hierzu etwa *John D. Brewer, C. Wright Mills and the Ending of Violence* (Houndmills, Basingstoke, New York 2003).

fernen Räumen zu beobachten – und zwar dann, wenn entsprechende Akteurskonstellationen vorhanden sind. Damit ist natürlich kein normatives Urteil im Sinne eines Plädoyers gegen geordnete Staatlichkeit impliziert; es ist nur ein Hinweis darauf, dass die Analyse kollektiver Gewalt zwar insbesondere die staatlichen oder städtischen Sicherheitsorgane zum Thema zu machen hat, dass sich friedfertiges oder gewaltsames Handeln aber nicht aus dem Vorhandensein/Nichtvorhandensein der Kontrolltätigkeit staatlich-obrigkeitlicher Organe allein ableiten lässt.

3. Wenn man sich unter einer solchen Perspektive gerade die Großstädte ansieht, die vor 1918 an den Rändern von Imperien lagen und in denen eine ganze Reihe von Minderheiten, aber eben wie etwa in Osteuropa auch unterdrückte Bevölkerungsmehrheiten, lebten, so waren hier ethnische, religiöse und soziale Grenzen oft deckungsgleich, so dass diese sich mitunter wechselseitig enorm verstärkten. Allerdings sollte vom Vorhandensein solcher Spaltungen nicht vorschnell auf Gewalt geschlossen, sollte kollektive Gewalt umgekehrt nicht vorschnell aus Cleavages hergeleitet werden. Denn für das tatsächliche Gewaltgeschehen waren andere Faktoren ganz gewiss auch wichtig, insofern etwa die Mobilisierungsfähigkeit und der Ressourcenreichtum der jeweiligen Gruppen doch sehr unterschiedlich sein konnten, gleichzeitig aber die Konfliktbereitschaft etwa durch Demokratisierungsprozesse und durch die Zuerkennung von Staatsbürgerrechten (je unterschiedlicher Qualität) beeinflusst war²⁷. Man wird sich all dies also im Einzelnen ansehen müssen und sollte im Hinblick auf die Anwendung vermeintlich naheliegender soziologischer Theoreme eher vorsichtig sein. Dies auch deshalb, weil sich die Kontaktzonen zwischen den verfeindeten Gruppen lokal sehr stark unterscheiden konnten, womit man dann auch schon beim nächsten Punkt wäre, der die schon angesprochene Anbindung der Gewaltforschung an den „spatial turn“ zum Gegenstand hat.

4. Der vermeintlich enge Fokus der Forschung auf Großstädte bietet den nicht zu unterschätzenden Vorteil, dass man hier Vergleiche auf unterschiedlichster Ebene ziehen kann. So liegt es nahe, sich Typen von Großstädten anzusehen, die hinsichtlich der Funktion im jeweiligen Staat oder Imperium verschiedene räumliche Strukturen hatten: Es ließe sich also eine Art *Makrotypologie* von Städten bilden, die, je nachdem, ob etwa große Industrien angesiedelt und/oder ob dort der königliche oder kaiserliche Hof oder die parlamentarische Regierung ihre ‚Sitze‘ hatten, je spezifische Rahmenbedingungen für kollektive Gewaltdynamiken boten. Man muss sich freilich bei einer solchen Makrotypologie nicht bescheiden, sondern kann durchaus – soweit dies der Quellenbestand erlaubt – noch stärker in den *Mikrobereich* gehen und fragen, an welchen konkreten Orten Ge-

²⁷ Mit dem letzten Halbsatz soll nur angedeutet sein, dass man nicht auf das alte, in der Bewegungsforschung allzu gut bekannte, aber letztlich hochproblematische Rationalmodell des Handelns zurückfallen sollte: Akteure, auch kollektive Akteure, handeln eben nicht nur entsprechend einer rationalen Abwägung von Interessen, wie das die obige Rede von „Gelegenheitsstrukturen“ nahelegen könnte, sondern auf der Basis einer Interpretation höchst unterschiedlicher situativer Umstände (vgl. hierzu wieder *Pettenkofer*, Radikaler Protest).

waltzusammenstöße stattfanden, wo die üblichen Aufmarschplätze kollektiver Akteure waren, wo es enge Gasse und unübersichtliches Gelände gab etc., weil vielleicht gerade dadurch spezifische Konfrontationsformen möglich oder gar unausweichlich wurden. Diese Verweise auf die Topographie von Städten sollen selbstverständlich nicht einem räumlichen oder stadttarchitektonischen Determinismus das Wort reden; sie haben vielmehr zum Hintergrund die Einsicht, dass es höchst problematisch ist, Gewalt überwiegend aus Motiven erklären zu wollen²⁸. Gewalt ist – und darauf hat jüngst Randall Collins²⁹ so eindrücklich hingewiesen – ein situatives Interaktionsgeschehen, und in dieser Interaktion spielt der Raum eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Wenn nun darüber hinaus Collins' Behauptung richtig ist, dass Gewalt kein übliches Phänomen ist, weil Menschen Gewalt und Orte potentieller Gewalt normalerweise meiden, dann stellt sich schlicht die empirische Frage, wie die von ihm so genannten „confrontational zones“³⁰ überhaupt entstehen und in welcher Form diese „zones“ dann betreten oder verlassen werden (können). Collins selbst hat auf das Phänomen der „Forward Panic“ hingewiesen, um zu zeigen, dass sich der Abbau von Spannungen paradoxerweise gelegentlich nur noch dadurch bewerkstelligen lässt, dass einige Akteure sich nicht zurückziehen, sondern sich gerade mitten hinein in die „confrontational zone“ begeben und zu exzessiver Gewalt greifen: „In forward panic, the pathway is a rapid emotional flow during a discrete local episode, beginning with the tension of the fight itself, transformed into a sudden rush of frenzied overkill in an atmosphere of hysterical entrainment. It is like an altered state of consciousness, from which the perpetrators often emerge at the end as if returning from an alien self.“³¹ Man muss die Begrifflichkeit nicht so wählen, wie Collins das hier tut, sollte aber den dahinter steckenden Punkt bei der Analyse kollektiver Gewalt beachten: Wenn man die Mikroperspektive sucht, dann sind gerade die räumlich-situativen Gegebenheiten des Gewalthandelns in den Mittelpunkt zu rücken, insofern diese die Entfernung aus der Konfrontationszone erleichtern oder eben auch erschweren können. Für die Analyse kollektiver Gewalt ist diese Perspektive vielleicht eine der aufregendsten überhaupt, weil sich genau hier unter anderem die Frage nach ihrem spezifisch *großstädtischen* Aspekt stellt.

Diese Perspektive ist auch deshalb so besonders wichtig, weil sie nochmals zu einem Punkt zurückführt, der schon bei der obigen Auseinandersetzung mit den Forschungen zur kollektiven Gewalt in der Tradition Charles Tillys angesprochen wurde. Nicht selten wird ja das hohe Gewaltniveau in bestimmten Städten mit

²⁸ Ebenso problematisch ist es, wenn nicht genau zwischen den Ursachen etwa einer bürgerkriegsähnlichen Situation und den Ursachen der Gewalt in diesem Bürgerkrieg unterschieden wird. Wie jüngst Stathis Kalyvas nochmals eindrücklich vorgeführt hat, sind aus dem Vorliegen eines (politischen) Großkonflikts noch nicht die Strukturen der einzelnen Gewalttaten in diesem Konflikt abzuleiten, vgl. *ders.*, *The Logic of Violence in Civil War* (Cambridge 2006) 20 ff.

²⁹ *Randall Collins*, *Violence. A Micro-Sociological Theory* (Princeton, Oxford 2008).

³⁰ *Collins*, *Violence* 82.

³¹ *Collins*, *Violence* 100.

Verweis auf die Zuwanderung von bäuerlichen oder ländlichen Gruppen erklärt, die bestimmte Gewalkulturen gewissermaßen in die Stadt mitgebracht hätten. Dieser Hinweis auf ‚einwandernde‘ Gewalkulturen ist zwar auf den ersten Blick plausibel, aber gleichzeitig gilt es doch zu bedenken, dass Belege für die Existenz solcher Gewalkulturen oft lediglich auf anekdotischen Evidenzen³² beruhen und das Gesamtargument zudem nur allzu leicht die in manchen Ländern übliche stereotype Gegenüberstellung von „Zivilisation und Barbarei“³³ bedient. Tilly hatte hingegen betont, dass es neu zugewanderten städtischen Gruppen oft an (Gewalt-) Ressourcen gerade fehlte. Wenn dem so ist, dann erscheint es in der Tat sehr viel fruchtbarer, nach dem spezifisch (Groß-)Städtischen der Gewalt zu fragen, als sofort wieder das Problem zu exotisieren und es (noch immer) ‚ländlichen‘ Gruppen zuzuschreiben. Man muss hier nicht weiter hinzufügen, dass ein solcher Zugang zur kollektiven Gewalt über die Frage ihres räumlichen Aspektes nochmals eine ganz neue und anders gelagerte Auseinandersetzung mit der in der Gewaltforschung beheimateten These vom zivilen Charakter der Stadt erlauben, wenn nicht gar notwendig machen würde.

5. Wenn oben davon die Rede war, dass sich die Analyse der Gewalt nicht in erster Linie auf die Untersuchung von Motiven, sondern auf diejenige situativer Interaktionen konzentrieren sollte, dann war damit nicht gemeint, dass man Motive vollständig vernachlässigen könne. Gerade der hier gewählte Untersuchungszeitraum legt ja die Frage nahe, ob es nicht – etwa ausgelöst durch den ‚Großen Krieg‘ – auch Phasen der Entgrenzung des *Gewaltdiskurses* gab, Phasen, in denen die Anwendung von Gewalt in einem Ausmaß legitimiert wurde, wie dies zuvor möglicherweise nicht denkbar war. Hier wird man natürlich sofort an die vor allem nach 1917/18 beginnende, auf linker wie rechter politischer Seite zu beobachtende Radikalisierung der politischen Sprache erinnert. Aber es lässt sich natürlich ebenso fragen, ob nicht auch schon in der Periode zuvor, in der Hochphase des sog. „Zeitalters des Imperialismus“, vergleichbare Radikalisierungen zu erkennen sind, eben etwa in kolonialen Diskursen. Freilich gilt es hier festzuhalten, dass sich (kollektives) Gewalthandeln aus Diskursen allein nicht ableiten lässt und dass man sich deshalb vor vorschnellen Zuschreibungen und Erklärungen hüten sollte. Zu berücksichtigen ist dabei auch die wiederum bei Collins zu findende Einsicht, dass es bei der Analyse von Gewaltsituationen sinnvoll ist, eine scharfe Unterscheidung zwischen Gewalteliten und Nicht-Gewaltbereiten zu treffen³⁴, weil

³² So gab es etwa seit den 1960er und 70er Jahren in den USA eine hitzige und immer wieder aufflackernde wissenschaftliche Debatte über die sog. Gewalkultur im US-amerikanischen Süden, wobei sich freilich schnell zeigte, dass diesbezügliche Behauptungen der Existenz einer solchen Kultur relativ schwer zu belegen sind, vgl. etwa *Sheldon Hackney*, Southern Violence, in: *American Sociological Review* 74 (1968/69) 906–925; *Raymond D. Gastil*, Homicide and a Regional Culture of Violence, in: *American Sociological Review* 36/3 (1971) 412–427; *Keith D. Harries*, Serious Violence. Patterns of Homicide and Assault in America (Springfield, Ill. 1990) Kap. 4.

³³ *Domingo Faustino Sarmiento*, Barbarei und Zivilisation. Das Leben des Facundo Quiroga (Frankfurt a. M. 2007 [1845]).

³⁴ *Collins*, Violence 231.

eben nicht alle Geschehensbeteiligten tatsächlich auch Gewalt ausüben, sondern zumeist nur eine Minderheit. Ob man diese Minderheit über die Zuschreibung von Motiven und einer Internalisierung von *Gewaltdiskursen* besonders gut fassen kann, ist doch eher zweifelhaft; etwas plausibler erscheint es dann schon, nach *konkreten Erfahrungen* bestimmter Akteure zu fragen, nach solchen in den Kolonien oder im Krieg, die dazu geführt haben könnten, dass der Rückgriff auf Gewalt zu einem selbstverständlichen Mittel der Auseinandersetzung wurden.

6. Weil der gewählte Untersuchungszeitraum vom Ersten Weltkrieg durchschnitten wird, lässt sich fragen, ob mit Bezug auf kollektive Gewalt der Krieg eine tatsächliche Zäsur herbeigeführt haben könnte, weil gerade durch ihn neuartige Gewalterfahrungen und -praktiken ins Spiel kamen, insofern diese aus dem Krieg mit ‚hinübergenommen‘ worden sein könnten in die Friedenszeit, was dann zu gewalttätigen Handlungsmustern geführt hätte, mithin zum hohen Gewaltpotential in der Nachkriegszeit. Wie angeklungen sein sollte, kann dieses Erklärungsmodell größere Plausibilität beanspruchen als der explanatorische Rückgriff auf ‚Diskurse‘. Aber auch die Rede von ‚Erfahrungen‘ sollte nicht zu voreiligen Schlüssen verführen. Dass der Krieg zu einer Verrohung der Menschen führt, und dass sich dies empirisch auch problemlos bestätigen lässt, ist nämlich alles andere als eindeutig geklärt, weil sich – überraschenderweise – etwa die Gesellschaft der USA nach der Zeit des Civil War der 1860er Jahre jedenfalls *vergleichsweise* friedlich gezeigt hat. Eine Gewaltexplosion nach dem Krieg war dort nicht erkennbar und dies trotz der Tatsache, dass dieser Krieg – wie viele bewaffnete Konflikte vor und nach ihm – für eine erhebliche Verbreitung von Waffen in der Bevölkerung gesorgt und damit eine zentrale Vorbedingung für den Anstieg des Gewaltniveaus geschaffen hat³⁵. Aber eine Gewalteskalation ist nach 1865 eben nicht erfolgt! Insofern tut man gut daran, die These einer Gewaltzäsur durch den Ersten Weltkrieg auch mit Blick auf ganz andere Phänomene zu analysieren. So wäre zu fragen, ob die großstädtische Gesellschaft hinsichtlich ihrer Sozial- und Siedlungsstruktur insbesondere durch die ökonomischen Verwerfungen des Krieges nicht auch massiv verändert worden ist, was möglicherweise zu plausibleren Erklärungen des geänderten Gewaltniveaus führt als eine sich auf ‚Kriegserfahrungen‘ stützende Verrohungsthese. Und man könnte auch untersuchen, wie sehr beispielsweise die Legitimität der Ordnungskräfte durch die revolutionären Umbrüche gelitten hat, die sich ja als Organisationen nicht selten unverändert gehalten haben: Wie muss man sich die Gewährung von ‚Sicherheit und Ordnung‘ in einem (postrevolutionären) Kontext vorstellen, in dem die Polizeiapparate oftmals erhebliche Kontinuitäten aufwiesen, obwohl sich viele der Regimes in Europa zum Teil völlig verändert, obwohl sich nicht wenige Monarchien zu parlamentarischen Demokratien oder gar eben zu sozialistischen Republiken entwickelt hatten? Zu fragen wäre also, ob das Vorhandensein der „alten“ Polizei, des „alten“ Militärs, soweit nach dem Regimeumbruch noch vorhanden, nicht auch die Konflikte verschärft hat,

³⁵ Ted R. Gurr, *Historical Trends in Violent Crime. Europe and America*, in: ders. (Hrsg.), *Violence in America I: The History of Crime* (Newbury Park 1989) 21–54, hier 37.

weil diesen möglicherweise Autorität und damit die Fähigkeit zur Kontrolle von Konflikten fehlten, wenn sie nicht gar selbst direktes Ziel von Angriffen wurden.

7. Damit ist man beim Punkt der Legitimität von Herrschaft als solcher angelangt, die in dieser Epoche aus vielen Gründen herausgefordert worden war. In Frage gestellt wurde Herrschaft vor dem ‚Großen Krieg‘ unter anderem deshalb, weil etwa das allgemeine Wahlrecht und andere damit zusammenhängende demokratische Verfahren fehlten; herausgefordert wurde imperiale Herrschaft von bestimmten Völkern und ethnischen Gruppen, insofern man das in Anspruch genommene Selbstbestimmungsrecht verletzt sah. Attackiert wurde Herrschaft aber eben auch, weil in dieser Zeit alte Legitimitätsgrundlagen unerhört schnell zusammenbrachen, war die Zeit doch auch diejenige einer ersten Entkolonialisierung, insofern 1898 Spanien fast alle seine Kolonien eingebüßt hatte und das Gleiche den Verlierermächten des Ersten Weltkriegs zwei Jahrzehnte später ebenfalls passieren sollte. Die kollektive Gewalt in den Großstädten des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts – und dies gilt es zu bedenken – ist oft im Zusammenhang des Auflösungsprozesses von Imperien zu sehen, der nicht nur für die entkolonialisierten und somit befreiten ‚Gesellschaften‘ problematisch war, sondern der auch auf die ehemals imperialen Mächte schmerzhaft zurückwirkte, weil sich aufgrund veränderter Legitimitätsmuster Konflikte ergaben, die noch während der imperialen Konstellation unsichtbar geblieben waren.

Die genannten Punkte sind lediglich als ein Hinweis darauf zu verstehen, dass trotz einer gut etablierten historischen wie soziologischen Forschungspraxis zu langfristigen Tendenzen individueller und kollektiver Gewalt in diesem Bereich nach wie vor viele offene Fragen existieren, dass es also vielleicht genau deshalb nötig ist, ganz entschieden die Perspektive zu wechseln und einen Neuanfang zu versuchen. Der Blick auf großstädtische Gewaltphänomene in jenem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ist hierbei ganz gewiss ein guter Anfang.

Summary

This essay starts with an overview on the results of historical and sociological research on *individual* violence in Europe and the US that mostly show a secular decline of the relative number of violent acts particular in urban spaces beginning at the end of the Middle Ages and lasting until the 1960s. Interestingly, research on *collective* violence presented and still presents a similar picture insofar as it is claimed that protest increasingly took a more rational character even if that didn't mean less violence per se. Both research traditions, however, had their blind spots since they either preferred a macroscopic perspective on violence thus neglecting the dynamics of violent interactions or lost out of sight those violent phenomena which seemed to contradict the developmental path of forms of protest.

It is the main argument of this paper that these theoretical and empirical deficiencies strongly legitimate a new look on violence in European cities in the first

third of the 20th Century. Seven short arguments are made in order to systematize this particular research topic and to link it to broader historical and historical-sociological questions.